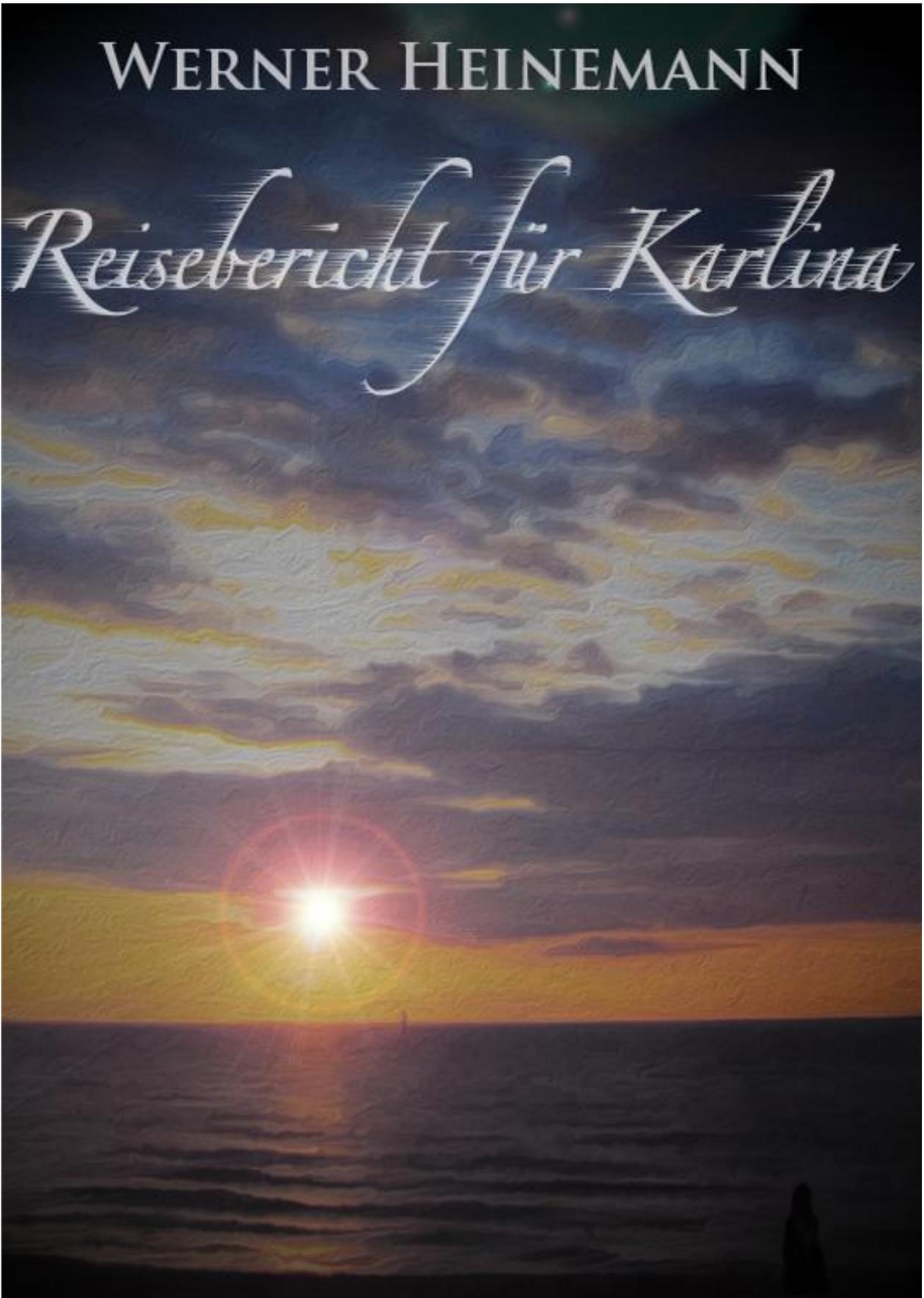


WERNER HEINEMANN

Reisebericht für Karlina



Werner Heinemann

Reisebericht für Karlina

Alle Rechte vorbehalten.

© Werner Heinemann

2013 * 2014

Reisebericht für Karlina

Vorbericht

Das Straßencafé ist noch sehr gut besucht. Ich sehe für einen Moment in zwei schöne hellblaue Augen und dann hinter Karlina zwischen den beiden Kirchtürmen hindurch in den Feuerball der untergehenden Sonne.

Karlina beugt sich vor und lässt ihren langstieligen Eislöffel vor meiner Nase auf- und niederwippen. „Also versprochen?“, fordert sie mehr, als dass sie fragt.

Ich lehne mich mit einem tiefen Seufzer in den gepolsterten Korbessel zurück und gebe zu bedenken: „Unzählige Generationen berichteten schon über unzählige Reisen. Der Markt dürfte mehr als gesättigt sein. Und dann komm ich daher und gebe etwas von meiner Reise nach Sylt zum Besten. Das ist doch albern.“

„Das ist nicht albern!“, antwortet sie scharf mit beleidigtem Unterton. Doch dann hellt sich ihr Gesicht gleich wieder auf und ihre beiden Grübchen, die so sympathisch und fesselnd auf mich wirken, erscheinen reizender denn je. „Dann schreiben Sie den Reisebericht doch einfach nur für mich! Das dürfen Sie mir nicht abschlagen.“

Ich bin überrascht und deshalb unsicher. Was soll das werden? Karlina tut das, was viele Frauen erfolgreich tun, wenn sie ihrem Willen Nachdruck verleihen wollen. Sie lächelt mit dem gewissen Augenaufschlag, der es von sich aus verbietet, ihren Wunsch nicht zu erfüllen.

Ich zünde mir eine Zigarette an und weiß, dass ich die Situation momentan nicht im Griff habe. Karlina sieht mich erwartungsvoll an.

Ich weiche aus: „Darf man hier überhaupt rauchen?“ Ich blase den Rauch aus dem Mundwinkel schräg nach oben und suche den Tisch nach einem Aschenbecher ab.

Karlina blickt spöttisch. „Nein, Sie dürfen hier nicht rauchen und werden für Ihr Vergehen auch gleich erschossen!“

Die hübsche Bedienung stellt einen Miniaturaschenbecher auf den Tisch, dessen Fassungsvermögen für die Überreste einer Filterzigarette knapp ausreicht. „Schon in Ordnung“, beantwortet sie meinen unsicheren Blick.

Meine gewichtig begonnene Rede bleibt schon im Ansatz stecken. „Karlina, hören Sie, es ist ...“ Nervös blicke ich der aus dem Aschenbecher davon gewehten Zigarettenasche nach und bin froh, dass sie noch vor dem Nachbartisch bruchlandet.

„Also gut“, ich sehe in die schönen hellblauen Augen und willige umständlich ein. „Ich schreibe für Sie einen Reisebericht als Kurzgeschichte und schicke sie Ihnen zu.“

Sie strahlt mich an. „Ich freu mich riesig! Aber mit dem Zusenden ist es nicht ganz so einfach“, schränkt sie ein und macht einen nachdenklichen Eindruck. „Meine Adressen für die nächsten neun Monate weiß ich selbst noch nicht. Ich bin doch im Ausland unterwegs.“ Karlina gefällt sich sichtlich in ihrer Rolle.

Langsam wird sie anstrengend, denke ich. „Ich schick sie per E-Mail oder wenn Sie mir eine Adresse mitgeteilt haben.“

„Nein, nein“, wehrt sie bestimmt ab. „Ich habe keine E-Mail-Adresse. Doch das Internet ist der richtige Ansatz. Sie veröffentlichen den Reisebericht auf Ihrer Facebook-Seite und ich kann aus jedem Internetcafé Ihre – oder besser – meine Kurzgeschichte abrufen.“ Karlina hebt, stolz über ihre Lösung, die Augenbrauen: „Tja, so machen wir das!“

Ich kann mir ein Schmunzeln über Karlina nicht verkneifen. Andererseits gebe ich zu, dass mir ihr Interesse an meinen Geschichten und ihr stets positives Urteil schon schmeicheln.

„Das war lecker“, sagt Karlina und späht in den Eisbecher, ob sie da nicht doch noch etwas vom Eis oder ein Obststück übersehen hat.

Ich fühle mich dadurch an meinen Cappuccino erinnert. Dem verbliebenen Dreiviertel des Getränks ist anzusehen, dass es kalt und ungenießbar ist. Alle Aufmerksamkeit habe ich auf Karlina gewandt und mich um meinen Gaumengenuss gebracht.

Karlina hat ihre Freundin auf der gegenüberliegenden Straßenseite vor einem Modegeschäft entdeckt, springt auf, ruft und winkt. Mit einem Blick auf ihre Armbanduhr stellt sie ungläubig fest: „Es ist tatsächlich schon so spät! Wie die Zeit vergeht.“

„Da bin ich ja jetzt froh und erleichtert“, stelle ich fest.

„Wie?“, will Karlina wissen.

„Naja, weil ich Sie offensichtlich nicht so gelangweilt habe, dass Ihnen die Zeit mit mir zu lang wurde“, erkläre ich mit einem Augenzwinkern.

Sie lacht. „Nein, ganz im Gegenteil.“ Nach kurzer Pause fährt sie ernster mit Nachdruck fort: „Sie haben es mir versprochen!“ Ich nicke ihr und ihren schönen hellblauen Augen bestätigend zu.

„Tschüss!“, sagt sie und trippelt ihrer Freundin entgegen. Dann dreht Karlina sich noch einmal um und ruft: „Nicht vergessen! Die Geschichte gehört mir! Und danke fürs Eis!“

Ich sehe den beiden jungen Frauen nach, die eifrig gegenseitig auf sich einreden, während sie gemeinsam Richtung Marktplatz gehen. In Höhe der Abzweigung Jüdenstraße verliere ich die beiden im Dämmerlicht unter den Passanten aus den Augen.

Die hübsche Bedienung schreckt mich auf. „Sie wollen zahlen?“

„Ja, gerne“, behaupte ich und habe dann doch noch einen Wunsch. „Aber bringen Sie mir bitte noch einen Cappuccino.“

Sie stutzt und ihre Blicke beim Kassieren verraten eindeutig ihre Gedanken: Schafft der alte Knabe nicht einmal den Ersten, will dann aber mit dem Zweiten ganz groß kurz vor Ladenschluss noch auftrumpfen.

Während ich vom Cappuccino schlürfe, beginne ich mental mit dem Reisebericht für Karlina und werde die nächsten Tage damit nicht aufhören, bis das Fachwerk der Geschichte fix und fertig vor meinem geistigen Auge aufgerichtet ist. Die Gefache aus Holzgeflecht und Lehmputz werde ich wie üblich während des Einhämmerns in die Tastatur in das Bauwerk einbinden.

Die Sonne sinkt ab und der warme Altweibersommertag endet abrupt mit einem kühlen Abend.

Reisebericht

Endlich! Endlich nach langer Bahnfahrt schwenkt der Zug kurz vor der dänischen Grenze nach Westen ein. Bald darauf ist sie da, die Nordsee. Auf das Wiedersehen mit ihr habe ich mich gefreut. Die Bahn rollt auf dem

Hindenburgdamm der Insel Sylt zu, der das schöne Fleckchen Erde zur Halbinsel gemacht hat.

Links und rechts des Dammes wurde seit den letzten sechsundachtzig Jahren reichlich Neuland gewonnen. Das geliebte Vaterland wurde nun nicht gerade mit fruchtbarem Mutterboden, aber doch mit feuchter Landmasse erweitert. Wann wird sich die See wieder ein Stück davon zurückholen? Das ist hier im Norden eine spannende Frage.

In dem Zusammenhang fällt mir „Der Schimmelreiter“ von Theodor Storm ein. An ihn selbst habe ich spontan beim Halt in Husum gedacht. Die Anzahl derer, die von Storm, diesen großen deutschen Erzähler und Patrioten, heute noch etwas wissen will, dürfte überschaubar sein. Wenn er Glück hat, wird er schon bald vollständig vergessen. Und wenn er Pech hat? Dann gilt er schon bald, als nicht mehr zeitgemäß; dieses Urteil lautet in der Sprache der Nazis: entartet. Ich tippe mal auf Pech.

Noch kann ich sie nicht riechen, die See. Noch hocke ich in einem gut besetzten Personenwagen der Privatbahn in einer Luft, die die beste Technik nicht in die klare Frische unter freiem Himmel wandeln kann. Ich weiß, wie sie riecht, die See. Aber ich kann ihren Geruch nicht beliebig zum noch einmal Riechen abrufen.

Letzter Halt vor der Endstation.

„So Mutti, nun sind wir bald da. Auf Sylt sind wir schon mal heile angekommen“, sagt ein rüstiger Rentner mit leichtem Kasseler Dialekt in die beinahe andächtige Stille der Reisegesellschaft hinein. „Der Papa holt schon mal das Gepäck runter.“

Der Papa wuchtet problemlos einen schweren Trolleykoffer aus der Gepäckablage. Beim zweiten, einem Hartschalenkoffer, verhakt er aber mit meinem Weichschalenkoffer, den er geistesgegenwärtig mit einer Hand vor dem drohenden freien Fall auf mich in die Ablage zurückdrückt.

Mit zusammengepressten, nach oben geschobenen Lippen nickt er mir gutmütig zu. Der Papa hat alles im Griff. Der Mutti ist allerdings sein unbedeutendes Missgeschick nicht verborgen geblieben. Sie lugt aufgeschreckt

rückwärtsgewandt zwischen dem Spalt der beiden Sitzkopfstützen besorgt zu mir hindurch. Ich beruhige sie lächelnd: „Nix passiert.“

Endstation. Alles aussteigen. Wir sind in Westerland. Instinktiv schnuppere ich in die Luft hinein. Sie ist sauber und frisch und hat schon eine winzige Prise Seeluft in sich. Das glaube ich jedenfalls, geschnüffelt zu haben. Der erste Regentropfen fällt mir auf die Nase.

Auf dem Bahnhofsvorplatz spannt man die Regenschirme auf. Die Mutti eilt an mir vorbei zurück ins Bahnhofsgebäude. Der Papa fahndet unaufgeregt im Gepäck nach seinem Regenschirm. Er hat ihn, klemmt ihn unter den Arm und zockelt mit seinen beiden Koffern zurück, um ihn der Mutti zu übergeben.

Das Geklapper der vielen Trolleys auf dem Straßenpflaster kündigt den Westerländern die neuen Urlaubsgäste an. Ich sehe mich um. Die Mutti geht hinter dem rechten Reisetrolley gut beschirmt, der Papa, inzwischen so nass geregnet wie ich, rappelt und klackert mit seinen beiden Koffern ungerührt um sich blickend durch den Regen. Ich fühle mich mit ihm tief verbunden.

Das Hotel muss doch hier irgendwo sein! Bin ich schon vorbeigelaufen? Nein, ein Hotel fällt doch ins Auge. Weiter. Die Friedrichstraße muss spätestens am Strand enden. Meine Vermutung erweist sich als richtig. Inzwischen allein stehe ich neben dem Kontrollhäuschen hoch über Promenade und Strand im Regen. Und vor mir rollt sie energisch an, die urgewaltige Kraft und Dynamik: die Nordsee.

Ich versuche, mir mit Handrücken und Jackenärmel den Regen aus dem Gesicht zu wischen. Ich schmecke, rieche, höre und sehe die See. Fühlen werde ich sie auch noch. Überwältigend!

Nach dem ungeplanten ersten Eindruck trottele ich auf der Friedrichstraße im andauernden Regen zurück. Ich achte, begleitet von einigen interessierten Blicken, der unter den Markisen Sitzenden, angestrengt auf erkennbare Hausnummern.

Hier muss es sein! Aber das ist ja ein Buchladen. Hart neben der Ausstellware des Geschäfts und der angrenzenden Kneipe bleibt ein schmaler Pfad, der auf

eine unscheinbare Tür führt, die den Charme eines Lieferanteneingangs hat. Ich habe das Hotel gefunden.

Damit kein Missverständnis aufkommt, will ich vorwegnehmen, dass ich mich sehr gut untergebracht fühlte. Es war sauber und ruhig, norddeutsch gediegen und von nichtkommerzieller Freundlichkeit. Geschlafen habe ich dort tief und fest und war nach dem Erwachen total erholt. Das reichliche Frühstück mit großer Auswahl war ausgezeichnet. Aber vor allem begeisterte der frisch gebrühte Bohnenkaffee, den ich seit den Zeiten meiner seligen Oma nicht mehr so genossen habe.

Frisch geduscht und trockengelegt geht es wie geplant dem Sonnenuntergang entgegen. Ich bin spät dran. An gleicher Stelle, wie vor Kurzem im Regen, stehe ich und sehe die orangene Sonne gerade noch in die Nordsee vor Sylt abtauchen. Goethe reiste vermutlich auch deshalb nach Italien, weil die Nordsee zu seiner Zeit für den Tourismus noch nicht erschlossen war.

Ich gehe ein Stück auf der Promenade und erkunde dann über die Strandstraße die Innenstadt. Das kann sich sehen lassen. Trotz vorgerückter Stunde ist alles voll von Menschen. Ein bisschen müde bin ich geworden. Ich stelle fest, dass ich vollkommen euphorisiert vergessen habe, zu Abend zu essen.

Ich stelle mich an einem Fischimbiss an. Der junge selbstbewusste Schwarzafrikaner erklärt der Dame vor mir im reinen Hochdeutsch geduldig den Heringsunterschied zwischen Bismarck und Matjes. Die Dame kann sich dennoch nicht entscheiden. Der farbige Fischereifachverkäufer preist ihr deshalb eines der Krabbenbrötchen an.

Die Dame schaudert zurück. „Nein, dann doch lieber eins mit einem Fisch.“ Sie weist mit der ganzen rechten Hand in grober Richtung auf Bismarck und Matjes. Der junge Mann bleibt ruhig und gelassen. Er hebt den Zeigefinger als Achtungszeichen und weist dann mit diesem auf das Bismarckbrötchen und betont: „Bismarck!“

Die Dame zeigt keine Reaktion.

Er hebt wieder den Zeigefinger und senkt ihn dann bedeutend auf das Matjesbrötchen. „Matjes!“

„Ja, bitte“, sagt die Dame und der Handel mit einem Matjesbrötchen findet mit der Bezahlung seinen Abschluss.

Ich entscheide mich für ein Krabbenbrötchen. Der pechschwarze Verkäufer im blütenweißen Kittel stellt mir zwei Soßen zur Auswahl. Ein Krabbenbrötchen mit Knoblauchsoße erklärt er für eine sehr gute Wahl und kassiert vier Euro und fünfzig. Lecker!

Wer so gut geschlafen und gefrühstückt hat, der kann dem begonnen Tag nur Gutes abgewinnen. Die Friedrichstraße und die Promenade sind schon gut besucht. Auf dem kilometerlangen Sandstrand tummeln sich die Leute. Einige von ihnen baden noch bei 18 Grad Wasser- und Lufttemperatur an diesem schönen Septembertag. Viele richten ihren Strandkorb nach dem Stand der Sonne aus.

Ich spaziere nach Norden, immer wieder mit einem verliebten Blick auf die See, bis der ausgebaute Weg, ein Holzsteg, beim Anwesen des Bundesumweltamts endet. Ich kann nicht widerstehen es vielen anderen gleichzutun und barfuß mit hochgekrempeelten Hosenbeinen erst im Sand und dann im Meerwasser rumzutorchen. Ein paar Muschelschalen und einen blank geschliffenen Kiesel muss natürlich auch ich einsammeln. Ich bin wieder ganz Kind und fühle mich sauwohl dabei.

Die tonnenschweren Sterne aus Stahlbeton, sogenannte Tetrapoden, halte ich spontan, aber irrtümlich, für Relikte des Atlantikwalls. Sie wären zwar gut als Sperrelemente gegen Landungstruppen geeignet, sollen hier aber die vernichtende Kraft der sturmgehaltigen Flut des Meeres brechen. Schon die normale Flut setzt gut die Hälfte des Sandstrands wieder unter Wasser. Aber das harmlose Spiel der Gezeiten wird brutal und mächtig, wenn die Sturmflut über den Strand schlägt und die Dünenwände attackiert. Meine Liebe zur See wird eben auch deshalb mit viel Respekt vor ihr untermauert. Den Respekt haben wohl auch die Halbinsulaner von Sylt, auch wenn sie mit ihren Bühnen nicht nur das Ufer schützen, sondern der Nordsee auch Land abgewinnen wollen.

Auf einer Bank sitzend reinige ich meine Füße vom Sand und ziehe die Schuhe wieder an. Währenddessen höre ich dem Vortrag von Musikanten aus der „Musikmuschel“ zu. Eine schöne weibliche Stimme mit ausländischem Akzent singt „La Paloma“. Als sie anschließend auch noch „Lilli Marleen“ interpretiert, fühle ich mich endgültig ganz persönlich Willkommen geheißen.

Mir fällt ein Verbotsschild ins Auge. Es wird hier nicht neudeutsch gebeten, sondern altdeutsch befohlen: Möwen füttern verboten! Eine im Schriftbild kleiner gehaltene Erklärung fehlt aber nicht. Möwen, die regelmäßig gefüttert werden, würden aggressiv weitere Fütterungen von jedermann einfordern.

Bei der Gelegenheit fällt mir ein: Politiker und Beamte der Stadt Hannover sollen das Zigeunerschnitzel verboten haben. Es darf zwar weiter mit dem Zigeunerschnitzel gefüttert werden, aber das nur noch unter anderem Namen. Ich weiß nicht, ob die Stadt Hannover beim Verbot der Mohrenköpfe und Negerküsse eine Vorreiterrolle spielt, aber Pommes werden sie bestimmt auch bald verbieten. Zugegebenermaßen ist es etwas weiter hergeholt, aber ein pommerscher Landsmann könnte sich in Hannover als Pommes diskriminiert fühlen.

Anderntags wandere ich hart am Wasser auf dem Sandstrand nach Süden. Immer noch kann ich nicht genug vom Meer, vom Strand und von Sylt bekommen. Leichter Nordwind, reine Seeluft, angenehme 18 Grad Wärme. Alles ist weit, scheinbar endlos, aber nicht einsam. Der Strand ist durch viele Leute bevölkert.

Einige Abschnitte sind schon strandkorbfrei. Jemand hat sich einen Windschutz, nach zwei Seiten offen, im Winkel aufgebaut. Das wirkt wie eine Insel im Sandmeer. Beim Näherkommen erkenne ich hinter dem Schutz eine liegende Frau - eine nackte, wohlproportionierte Frau. Ich befinde mich offensichtlich in einem FKK-Sektor. Sie kehrt mir lesend, auf der Seite liegend ihren Rücken zu. Meine aus Nord und Süd kommenden Strandläuferkollegen eilen vorbei und würdigen, wohl eher irritiert als desinteressiert, sie nur mit keuschen, flüchtigen Blicken. Ich halte inne und betrachte intensiver. Ja – doch: Das ist auch ganz schön.

Im Weitergehen mache ich mir allerdings nicht ganz unberechtigte Sorgen um ihre Gesundheit. Unbekleidet bei 18 Grad Celsius kann man sich schon mal erkälten oder gar die Blase unterkühlen.

Ich bin weit marschiert und nun auf halbem Wege zurück. Auf einem hölzernen Dünensteig entdecke ich eine freie Sitzbank. Ich steige ihr entgegen. Oben angekommen ist sie allerdings nicht mehr frei. Ein thailändisches Ehepaar begrüßt mich freundlich lächelnd. Überhaupt scheint mir, dass wir, gleich welcher Nation, als Urlauber miteinander freundlicher umgehen als in unserer Werkeltagsrolle.

Keine Frage - natürlich passen drei Personen auf die Bank. Der Ehemann am rechten Flügel spricht zwar Deutsch, aber wenig. Sie, in unserer Mitte, spricht gut Deutsch - und viel.

In Deutschland gefällt es ihr sehr gut, aber manchmal hat sie doch Heimweh nach Thailand. Dort ist es nie so kalt wie hierzulande. Entweder ist es dort warm und regnet oder es regnet nicht und es ist trotzdem warm. Und irgendwann, irgendwann möchte sie doch noch einmal zurück in ihr Dorf an der kambodschanischen Grenze.

Mit ihrem Multifunktionshandy soll ich von beiden Fotos machen. Ich fordere sie auf, enger zusammenzurücken. Er lacht. Sie kuschelt sich an ihn. Sie gibt ihm einen Kuss. Ich halte alles im Bilde fest.

Sie trinkt noch einmal aus einer Mineralwasserflasche, dann verabschieden sie sich von mir. Ich werde das Ehepaar wohl nie wiedersehen. Es ist zumindest sehr unwahrscheinlich, zumal in meinem Alter dafür auch die Zeit immer knapper wird.

Von hier oben hat man einen wunderbaren Blick über Strand und Meer. Die Flut hat längst eingesetzt. Das Ufer wandert landeinwärts. Die Spuren im Sand werden vom Wasser getilgt. Surfer mit ihren Brettern warten geduldig auf eine lohnende Welle. Weit draußen zieht ein Schiff vorüber. Die Möwen kreischen im Wind. Die Sonne hat noch Kraft und wärmt. Die Strandläufer werden weniger.

Ein Mann in meinem Alter kommt vorbei und outet sich als Nordfriese. Er wohnt gleich hinter den Dünen und will seine Frau, die in einem Strandkorb entspannt, abholen. Das macht er fast täglich. Und alles, was er ihr morgens in ihren Strandkorb geschleppt hat, schleppt er abends wieder zurück über die Dünen in sein Haus.

Dort drüben hinter dem Horizont liegen die Britischen Inseln. Und viel, viel weiter dahinter, auf der anderen Seite des Atlantiks, da liegt Amerika. Und in Amerika, so glaubte ich als kleiner Junge, da ist die Freiheit zu Hause. Die Freiheit, ein flüchtiger Stoff, nicht fassbar und doch immer und immer wieder vergewaltigt. Hier auf meiner Sitzbank an der Nordsee empfinde ich wie früher als kleiner Junge eine Illusion von der Freiheit. Mehr geht nicht. Schon als junger Mann habe ich den Kompromiss gemacht: so viel persönliche Freiheit wie möglich, so viel soziale Verantwortung wie nötig.

Ich bekomme Hunger. Mir fällt das Fischrestaurant ein, das ich bei meiner Innenstadt erkundung in die nähere Auswahl sortiert habe. Noch eine gute halbe Stunde Weg trennen mich von einem guten Essen.

Es gibt Lauchsuppe vom Feinsten, Rotbarschfilets auf Gemüse mit Fenchel und ein Dessert mit Früchten. Ich wähle ein Pils statt Wein. Die Frage des Obers, ob es geschmeckt hat, beantworte ich mit dem Hinweis auf den restlosen Verzehr. „Wie Sie sehen: alles ratzeputz verputzt. Das kann nur ausgezeichnet gewesen sein!“ Mein Urteil freut ihn sichtlich.

An diesem Vormittag bin ich auf dem Weg in die Dünen. Auf ausgetretenen Trampelpfaden laufe ich in einer ganz anderen fantastischen Welt herum, als der, die westlich hinter dem Dünenkliff liegt und mich zu rufen scheint. Ich bemühe mich, den offiziellen Wegen zu folgen, weil die Benutzung der inoffiziellen Schafspfade die Erosion fördern soll. Aber hier sind so viele Wege und Pfade, dass ich ein schlechtes Gewissen bekomme, überhaupt hier rumzulaufen und bleibe deshalb erst einmal stehen. Ich befinde mich inmitten einer hügeligen, wunderschönen Heidelandschaft.

Der Däne, der mir gestern Nacht das Bier zapfte, erklärte mir, dass sie auf Sylt wesentlich größere Heideflächen hätten, als es die Dünenlandschaft vor Ort darstellt. Trotzdem könne ich auch dort wie erhofft die Syltrose finden. „Übrigens“, sagte er, „die Syltrose ist eine Einwanderin. Sie stammt aus Kamtschatka.“

Es treibt mich nach Westen. Dann ein überwältigender Anblick: Direkt vor mir blühende Syltrosen, das steile, sandige Kliff, der Sandstrand, die Brandung und die weite See, die bis an den Horizont reicht und dort hinten in den hochgewölbten Himmel zu fließen scheint.

Ich steige auf offiziellem Stiege herab und laufe wieder am Strand entlang. Ein Traktor mit Anhänger überholt mich. Die Besatzung hat Strandkörbe eingesammelt. Der Anhänger ist vollbeladen, sogar im Frontlader transportieren sie zwei. Die Saison neigt sich dem Ende.

Wieder sitze ich lange auf einer der Bänke und sehe hinaus auf die See. Viele andere tun das auch. Jeder empfindet für sich. Doch dass es hier etwas zu empfinden gibt, das eint uns und zeugt von unserem gemeinsamen Herkommen.

Bis zum Abendessen laufe ich wieder los. Ich will so viel als möglich unauslöschlich in mich aufnehmen. Seit uralten Zeiten rollt die See, sie wird auch morgen noch rollen. Ohne mich, ohne den Menschen war die See da, sie wird auch weiterhin ohne mich da sein. Ob sie auch weiterhin ohne die Menschheit sein wird, weiß ich nicht zu sagen. Ihr gemeinsamer Tod ist zumindest denkbar.

Rechtzeitig sichere ich mir einen Platz mit freiem Blick aufs Meer. Ich wähle das angepriesene Tagesangebot „Steinbeißer Menü“. Das Bier kommt aus Westfalen.

Als ich mit großem Appetit vom appetitlichen Menü zu speisen beginne, hat langsam und beständig der Himmel begonnen, sich zum beginnenden Sonnenuntergang einzufärben. Also, wenn das kein Erlebnis ist: gutes Bier, gutes Essen und ein überragendes Naturschauspiel über und mit der Nordsee!

Ein junger Berliner fragt die Bedienung, ob dieses Lokal Probleme mit einem Kinderwagen hätte. „Nein, nein. Das kriegen wir schon hin“, antwortet sie verbindlich. Ich helfe schnell mit, einen Tisch zu rücken und Stühle an die Seite

zu schieben. Das passt, es bleibt im Gang genügend Platz für passierende, normalgewichtige Einzelpersonen. Das Baby im Kinderwagen schläft tief und fest. Die junge Mutter wählt auch das Steinbeißer Menü.

Jetzt kommt die Sonne wieder hinter einer Wolke hervor und zaubert ein ganz anderes Bild an den Himmel und auf die Wasserfläche, als wir eben noch sahen. Um zu dieser Jahreszeit die ganze Länge des Schauspiels zu konsumieren, sollte man etwas Zeit investieren und einen etwas höheren Getränkebedarf einkalkulieren. Angesichts meines leeren Bierglases fragt die Bedienung nicht mehr, sondern nimmt im Vorübergehen kurzen Blickkontakt zu mir auf und stellt mir bald darauf ein volles Glas mit westfälischem Bier auf den Tisch.

Eine knappe halbe Sonne liegt auf dem Wasser. Fortgeschrittene Dämmerung, der Strand ist menschenleer. Nein – nicht ganz! Dort steht unbeweglich ein Mädchen oder eine junge Frau ganz allein und sieht in den Sonnenuntergang hinein. Ein schönes Bild. Sie steht da, bis die Sonne sich scheinbar in der Nordsee zur Ruhe gebettet hat. Mir kommt derweil der Heine Heinrich in den Sinn:

„Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! Sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.“

Ja, ja der Heine, der wusste Bescheid. Seine Kopfschmerzen sollen Ausgangspunkt des Nordseetourismus gewesen sein. Jedenfalls versprach er sich Linderung seiner Leiden, wenn er sie in der Seeluft kurierte. Wenn er schmerzfrei war, dichtete er natürlich auch von und über die Nordsee. Da sagten

sich seine Leserinnen und Leser: „Na, wenn das so ist, dann fahren wir auch mal dahin.“

Einmal muss es vorbei sein. Alles hat und findet sein Ende. Ich rolle wieder auf dem Hindenburgdamm in den Alltag zurück. Links und rechts steht mir das Wattenmeer Spalier.

Mehrfache Versuche von Schriftgelehrten und Gutmenschen, den Hindenburg, den Feldmarschall und Reichspräsidenten, als Namensgeber des Damms auszulöschen, sollen schon gescheitert sein. Ihr Problem ist, dass nicht sie oder ihresgleichen, sondern das Volk dem Damm seinen Namen gab. Wenn der Hindenburgdamm weiterhin als Hindenburgdamm diese superschlauen, selbstgerechten Kreise heutiger Generationen überlebt, wird das als Beweis dafür gelten dürfen, dass das Volk noch mündiger geworden ist.

Ich weiß, ein Schriftsteller handelt verkaufstechnisch nicht besonders klug, wenn er seine Schrift negativ ausklingen lässt. Doch die Wahrheitsliebe fordert auch manchmal ihren Tribut. Meine Reise war ja bisher ein voller Erfolg. Bisher ja. Aber die letzte halbstündige Etappe „reiste“ ich in einem öffentlichen Nahverkehrsmittel, einem stinkenden, überladenen Omnibus. Eine wahrhafte Tortur, für die ich unverschämterweise ein Eintrittsgeld von umgerechnet drei Westerländer Bismarckbrötchen berappen musste.

Abschlussbericht

Liebe Karlina,

egal wo Sie sich aufhalten und gleichgültig, welchen landesüblichen Bedingungen Sie unterworfen sind, ich löse mein Versprechen ein und grüße Sie an einem trüben Oktobertag aus Ihrer Heimat.

Wir haben so Vieles bei unserer Abmachung nicht bedacht. Was ist, wenn das weltweite Web gerade um das Land, in dem Sie sich zurzeit befinden, einen ganz großen Bogen macht? Oder Ihr gastgebender Staat hat ausgerechnet Facebook vom Netz abgeklemmt?

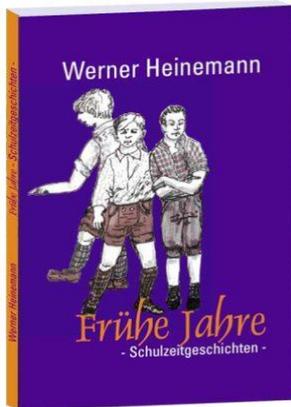
Wir hätten vereinbaren sollen, dass Sie mir aus dem Ausland per Internet eine sichere Adresse mitteilen, an die ich den Reisebericht hätte senden können. Sie

erkennen an meinen nagenden Sorgen, dass es mir nun auch wichtig ist, dass Sie meine – Ihre – Geschichte auch erhalten.

Ihnen wird während der Lektüre nicht entgehen, dass ich Ihnen zuliebe ein paar Alltagsszenen, die das Leben spielt, ausgeschmückt präsentiere, damit Sie über die vorhandenen Mängel vergnügt hinwegsehen können. Besonders mögen Sie mir verzeihen, dass ich das Politisieren, das mir seit meinen ersten Sprechversuchen anhaftet, auch jetzt im Alter immer noch nicht lassen kann.

Liebe Karlina, ich freue mich auf ein Wiedersehen mit Ihnen. Und vielleicht sitzen wir dann an einem grimmig kalten Abend im Januar mit einem Glas Wein am knisternden Kamin und Sie berichten mir von Ihrer Reise.

Ende



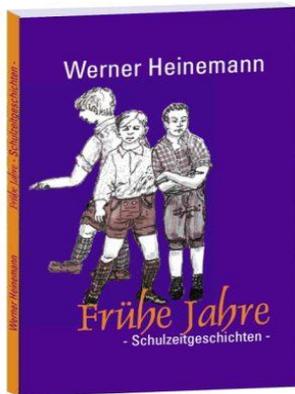
In **Frühe Jahre** wird die Zeit der 60er Jahre aus der Sicht eines Dorfjungen beschrieben, dessen Schulzeit sich mit dieser Dekade deckt. Er versucht sich in einer Welt zu behaupten, die wie zu allen Zeiten nicht immer eitel Sonnenschein ist. Oft ist er überfordert und taucht in seine eigene Gedankenwelt ab. Aber der Junge versucht trotzdem, allein seinen Weg zu finden.

Hans-Reinhard Jessen:

... Erinnerungen an eine Zeit, als viele eine Tante kannten, „die mit 18 geheiratet hatte, weil ihr Geliebter an die Front musste, und seit dem 19. Lebensjahr stolze Kriegerwitwe war“; an eine Zeit, als Großmutter erzählte, „dass man in 50 Kilometer Entfernung den feuerroten Nachthimmel gesehen habe, als sie Kassel den Rest gaben“; als so mancher Lehrer wohl „aus alter Gewohnheit“ in manchem Schüler „einen kleinen dreckigen Judenlümmel sah“; an eine Zeit aber auch, als das Fünfmarkstück im Brustbeutel ein Schatz war – ein Buch, dem der Kritiker beim Lesen manchen kleinen Satzes, manchen kleinen Gedankens nicht nur Leser wünscht, die hier und dort lachend oder seufzend rufen „Ach ja, so war´s“, sondern auch ein paar Designer-Klamotten tragende iPod- und Smartphone-Besitzer, die sich so „gar nicht vorstellen können, wie das damals war, als es nur zwei Klingeltöne gab.“

Michaela Schreier:

Früher war alles besser! Wirklich? Die Schulzeit der 60er Jahre war für die Jungen Wilden voller Stolpersteine und Fettnäpfchen. In den 50er erstarrte Lehrer, übermotivierte geistliche, rohe Mitschüler oder gar die Wirren der ersten zarten Liebe machten einem das Leben schwer. Mit sarkastischem Blick auf die eigene Schulzeit gibt der Autor heitere bis nachdenkliche Erlebnisse und fantasievolle Anekdoten aus einer Zeit zum Besten, da es weder Handy noch PC und Internet gab.



ISBN: 978-3-935912-75-4

9,80 Euro

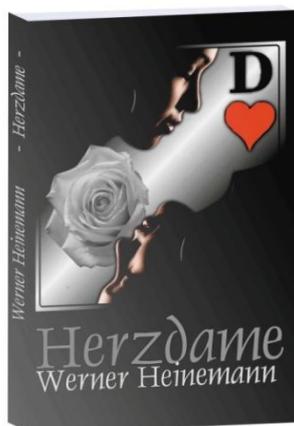
keine Versandkosten

bestellen über: info@werner-heineman.de



Besuchen Sie mich auf Facebook:

Werner Heinemann SchriftstellerIn



ISBN: 978-3-935912-75-4

12,80 Euro

keine Versandkosten

bestellen über: info@werner-heineman.de